

Gedenkakt im Landtag

München, 23. März 2021, 14 Uhr

Susanne Breit-Keßler

Verehrte Trauernde!

Jeder Tag, den unsere Toten nicht mehr erleben konnten, ist ein Verlust. Denn ein einziger Tag hat unendlichen Wert. Zum bisherigen Leben hinzugefügt kann er durch Gespräche, ein gutes Wort, eines der Vergebung alles ändern, kann Vergangenheit in einem anderen Licht erscheinen lassen und Zukunft neu möglich machen. Jedes Menschenleben ist einmalig. Jeder junge Mensch ein Versprechen, eine Verheißung. Jeder alte Mensch ein Geschenk – mit seiner, ihrer Geschichte. Er, sie hat etwas zu erzählen, kann zum Lebens- und Erfahrungswissen beitragen – kann lehren, andere Perspektiven einzunehmen, geduldig zu sein.

Für unseren Geisteszustand als Einzelne und den Zustand der Gesellschaft ist es notwendig, zu trauern. Natürlich ist zu differenzieren zwischen einer öffentlichen Veranstaltung und dem Prozess, den ein Mensch durchschreitet, um seinen Schmerz zu verarbeiten. Trauerarbeit ist sehr individuell. In ihr wäre es fatal, Schritte auf dem Weg zu neuem Leben auszulassen, Phasen der Trauer zu umgehen, um sich Konfrontation zu ersparen. Schauen wir hin! Spüren wir Entsetzen über das, was geschehen ist, noch

geschieht: Menschen ringen um Atem, bekommen keine Luft mehr, sie ersticken. Ihre inneren Organe versagen.

Menschen, die wenige Tage zuvor noch vital und fröhlich lebten. Es ist nicht zu fassen, scheint unreal. Und doch müssen wir die Realität des Verlustes akzeptieren, den Trauerschmerz erfahren. Uns an eine Welt anpassen, in der die Verstorbenen nicht mehr sind. Die Liebe bleibt, wandelt sich, darf irgendwann Raum lassen für andere Beziehungen. Bevor wir das können, gibt es viel zu tun und zu erfahren. Wut über die Ohnmacht gegenüber dem Tod. Zorn darüber, dass Menschen einsam gestorben sind. Zorn ist Teil der Trauerarbeit, der Zorn darüber, dass wir, ohne es jemals zu wollen, aneinander schuldig geworden sind.

Wir als Gesellschaft können nicht fassen, was uns geschieht. Stille auf so vielen Ebenen. Verlust von Leben. Von menschlichem Leben. Aber schon auch von Lebens- und Existenzmöglichkeiten, die auf einmal dahin waren und sind. Trauer auch darüber. Ethik ist nicht überhebliche Moral, sondern das Wissen um die Dilemmata, in denen wir stecken, die sorgsame Analyse dessen, warum wir wie gehandelt haben, was wir wollten, was wir gut gemacht haben und woran wir gescheitert sind. Was haben andere, was habe ich falsch gedacht und gemacht? Welches ist mein Beitrag zu Leiden, Sterben und Tod?

Viele Menschen gingen für immer ohne klärende Aussprachen, ohne zärtliche Gesten, ohne Abschiedsworte. Ohne die Stimme, die ihnen sagte: Ich liebe dich, ich bin bei dir. Auf andere Weise

werden sie es dennoch gewusst haben, die Sterbenden, dass ihre Liebsten da sind. Mit ihren Gedanken, Gefühlen, Gebeten. Und als Christin vertraue ich innig darauf, dass Gott die Sterbenden für immer und ewig in seine Arme geschlossen hat. Aber diejenigen, die nach so einem Tod trauern, leben oft mit dem Gefühl weiter, ihre Angehörigen im Stich gelassen zu haben – obwohl sie dafür gekämpft haben, zu ihnen gelangen zu dürfen.

Ich empfinde tiefen Schmerz über eigene Ohnmacht, eigenes Scheitern. Es treibt mich furchtbar um, dass Männer und Frauen einsam gestorben sind. Andere, medizinisches und pflegendes Personal, selbst fast zu Tode erschöpft, haben den Scheidenden einen letzten Liebesdienst erwiesen. Wir sind dankbar für diese Güte und Barmherzigkeit. Manche haben sich selbst infiziert, sind krank geworden. Starben. Für mich sind die, die unsere Sterbenden noch getröstet haben, Engel am Totenbett. Ich weiß aber auch, mit welchen Bildern in der Seele diese Engel jetzt vor allem in der Nacht leben müssen. Sie brauchen uns.

Der Toten zu gedenken bedeutet, die Lebenden zu sehen und ihre Traumata wahrzunehmen, sie zu bearbeiten. Es wird individuelle und offizielle Gespräche aller Beteiligten geben müssen. Gespräche, in denen Klage laut werden darf. Sie soll gehört werden – genauso wie die Einsicht, nicht von vornherein alles gewusst und richtig gemacht zu haben. Es wird eine große Aufgabe sein, sich einander anzuvertrauen, aufeinander zu hören – und dabei nicht unterzugehen in einem Meer von Schuldzuweisungen oder der

Verleugnung von Verantwortung. Ein einsamer Tod kann nicht anders nachgeholt, Trauerfeiern nicht neugestaltet werden.

Aber beim Namen zu nennen, was trostlos, was vielleicht falsch war, es ehrlich zu sagen, das kann den Weg ebnen. In eine Zukunft, in der unsere Gesellschaft sich ihrer Verletzlichkeit noch mehr bewusst wird. Nichts darf verdrängt werden. Es geht um das ganze Dasein. Artikulierter Schmerz ist Zeichen von Leben. Klage, die laut wird, verhindert, dass wir vom Leiden zerstört oder von Gleichgültigkeit aufgesogen werden. Wir brauchen die Fähigkeit, zu trauern. Wir erkennen in unserer Trauer, dass wir Aufgaben angehen und Probleme lösen müssen - auch durch Gesetze.

Die Bilder der Toten sind es, die uns innehalten lassen. Sie erinnern an die, die wir verloren haben. Sie stellen die Frage nach unserem Selbstbewusstsein – individuell und gemeinsam. Indem wir uns Namen und Bilder der Verstorbenen ins Gedächtnis rufen, werden wir zugleich konfrontiert mit uns. Wahrhaftige Erinnerung ist die Quelle unseres Selbstbewusstseins. Die Pandemie hält uns den Spiegel vor. In ihm entdecken wir das eigene Gesicht. Durch diesen Spiegel wird uns bewusst, wo wir hinschauen oder wegsehen, worauf wir die Aufmerksamkeit richten. Die Pandemie lässt uns sehen, wie wir uns selbst verstehen.

Der Gedenkakt heute ist Ausdruck der Ehrerbietung. Er ist Anlass, klar beim Namen zu nennen, was uns trägt und verbindet.

Diese Klarheit sind wir denen schuldig, deren Verlust wir beklagen. Wir sind sie unserer Zukunftsfähigkeit schuldig. Denn wir wissen: Die Pandemie, die nicht zu Ende ist, wird weder die einzige noch die letzte globale Gefährdung sein, die uns herausfordert. Wir müssen uns zurechtfinden in einer veränderten Realität. Schon weil die vielen Menschen fehlen, weil jeder, jede einzelne von ihnen fehlt als das einmalige, unverwechselbare Wesend, das wir alle sind.

Unverzichtbar für unser Selbstbewusstsein als Einzelne, als demokratisches Gemeinwesen ist, dass wir für die Kostbarkeit jedes Lebens einstehen. Dafür braucht es jene Herzensbildung, von der unsere Bayerische Verfassung spricht. Herzensbildung: Wir lassen uns anrühren vom Schicksal aller Menschen, deren Würde und Leben bedroht sind. Herzensbildung: Wir schauen hinter Fassaden, hinter abstrakte Zahlen, hinter Prinzipien und Programme. Wir, die wir heute trauern, haben bislang überlebt. Wir als freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen haben bislang auch überlebt. Das ist alles andere als selbstverständlich.

Es ist Grund zu Dankbarkeit und für Demut. Aber wir sollten bedenken, dass wir alle sterben müssen, auf dass wir klug werden. Klug und sensibel für Menschen, die an Leib und Seele leiden. Denn die gibt es allezeit unter uns – und sie sollen leben! Meine, unsere Klage, unser Schmerz brechen sich deswegen Bahn, weil wir doch Zukunft wollen und auf sie vertrauen. Deshalb: Wie wir

mit den Kleinen, den Zarten und Schwachen, den Hilfsbedürftigen, Alten und Kranken umgehen, mit denen, die sich sorgen und pflegen, mit denen, denen es das Herz vor Kummer zerreißt – daran entscheidet sich, ob wir wahrhaft menschlich sind.